

**Zeitschrift:** Brugger Neujahrsblätter  
**Herausgeber:** Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg  
**Band:** 55 (1945)

**Artikel:** Vom Kloster zur Heil- und Pflegeanstalt : Probleme der Führung in der Anstalt  
**Autor:** Kielholz, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-901425>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Vom Kloster zur Heil- und Pflegeanstalt<sup>\*)</sup>

(Probleme der Führung in der Anstalt)

Von Dir. Dr. A. Kielholz

An einem westlichen Chorfenster der Klosterkirche von Königsfelden, die durch Unwetter in einer für Kunst wenig verständnisvollen Zeit zum größten Teil zerstört worden sind, findet sich ein Fragment, das die Versuchung des hl. Antonius<sup>1)</sup> darstellt. Eine Dämonin bietet darauf dem vom Durst gequälten Einsiedler in der Wüste einen Apfel dar, und das Paar ist daher schon mit Adam und Eva im Paradies verwechselt worden. Uns interessiert dieser Heilige, der zur Zeit Constantins des Großen lebte und vor der Bekehrung dieses Kaisers zum Christentum vor Verfolgungen in die Wüste floh, hier nicht in erster Linie deswegen, weil er durch Wunderheilungen von Geistesfranken sich Ruhm erwarb, sondern weil sein Schüler Pachomius<sup>2)</sup> durch Zusammenfassung von verschiedenen Einsiedlern in benachbarte Zellen zum Zwecke der Arbeitsteilung und vermehrter Konzentration auf Meditation und Andacht zum Gründer der ersten Klöster wurde, für deren Organisation er Vorschriften gab, deren Fortwirken durch die Jahrhunderte uns heute noch in Verwunderung setzt. So stammt von ihm der Vorschlag, die einzelnen Abteilungen des Klosters mit den fortlaufenden Buchstaben des Alphabets zu bezeichnen, und so gibt schon er genaue Anweisungen, um die Kompetenzen zwischen Abbas und Ökonomen, d. h. auf heutige Verhältnisse übertragen, zwischen Direktor und Verwalter genau abzugrenzen. Wir wissen ja alle, daß das bis heute noch zu den schwierigsten Problemen der Führung in der Anstalt

<sup>\*)</sup> Vortrag gehalten am Fortbildungskurs für das Oberpflegepersonal der kantonalen und privaten Heil- und Pflegeanstalten der Schweiz in Königsfelden am 13. Oktober 1944.

<sup>1)</sup> Walter Merz: Führer durch die Klosterkirche zu Königsfelden. Verlag H. R. Sauerländer, Aarau, 1913. S. 24.

<sup>2)</sup> Pachomius: Leben des Heiligen. Übersetzt von Dr. Mertel. Verlag Kösel. Kempten o. J.

gehört! Dieser kurze historische Rückblick soll uns klar machen, daß unsere Heil- und Pflegeanstalten nicht nur in bezug auf die äußere Gestaltung, sondern auch auf die innere Organisation aus alten Klöstern hervorgegangen sind. Denken Sie an Bellelay, St. Urban, St. Pirminisberg, Münsterlingen, Rheinau.

Königsfelden ist als Doppelkloster von Clarissinnen und Franziskanern zur Sühne an der Stelle errichtet worden, wo am 1. Mai 1308 König Albrecht von Österreich von seinem Neffen Johannes von Schwaben, nach der Tat Parricida genannt, mit Verschworenen ermordet wurde. Vielleicht hängt es mit diesem Parricidium irgendwie zusammen, daß unsere Anstalt, seit der Reformationszeit Irre beherbergend und seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine besondere Irrenabteilung umfassend mit einem Arzte im Hauptamte, von jeher sich ausgezeichnet hat dadurch, daß ein erheblicher und bedenklicher Prozentsatz von kriminellen Geisteskranken und Psychopathen sich unter ihren Insassen findet. Von dem ersten aargauischen Psychiater Dr. Stäblin von Brugg finden sich noch ausführliche Jahresberichte aus den Jahren 1818 bis 1822, worin er bewegliche Klagen führt über den ungenügenden Stand des Wärterpersonals, dessen Roheit und Trunksucht, und worin er schon als ein Hauptheilmittel für die Geisteskranken angemessene Beschäftigung hervorhebt, die er bei einem Drittel seiner Patienten zur Anwendung bringen konnte<sup>3).</sup>

Diese Klagen sind auch ein Jahrhundert später nicht verstummt. Der Bestand der Patienten war in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts dauerhafter als der des Personals, unter dem es zuging wie in einem Taubenschlag: ein beständiges Kommen und Gehen. Wenn man die Personalverzeichnisse der damaligen Zeit durchblättert, so wird man in erster Linie von einem Gefühl des Bedauerns und Mitleids erfaßt mit den Kranken, die von einem solchen Personal betreut wurden, und mit den Oberpflegern und Ärzten, die mit einem solchen Angestelltenstab den Betrieb in Gang halten mußten, und vor allem mit dem An-

<sup>3)</sup> F. Blattner: Zur Geschichte des Spitals und der Irrenanstalt zu Königsfelden. Protokoll des Schweiz. Vereins für Psychiatrie, Sitzung vom 19. Mai 1928. Art. Inst. Orell Füssli 1929.

staltsleiter, dem es oblag, dieses Personal einzustellen, zu sichten und zu disziplinieren.

Als der Sprechende daher an den Sanitätsdirektorenkonferenzen in Baden 1927 und in Genf 1928 als frischgebackener Direktor, der bereits auf diesem Gebiet seine bittern Erfahrungen gemacht hatte, Gelegenheit bekam, über die Ausbildung des Irrenpflegepersonals Referate zu halten und Thesen aufzustellen, lautete eine derselben: Die Forderung eines besser ausgebildeten und diplomierten Personals nach einer sicherer und ungesorgten Existenz und günstigeren Arbeitsbedingungen sind von den in Frage kommenden Instanzen zu berücksichtigen, soweit sie berechtigt sind. Nur ein gut ausgebildetes und ausgelesenes Personal kann den Anstaltsärzten helfen, die modernen Heilmethoden bei Psychosen und Neurosen in erfolgreicher Weise durchzuführen und so mit dazu beizutragen, daß die bestehenden Anstalten nicht ins Ungleiche vermehrt und vergrößert werden müssen<sup>4)</sup>.

Das Problem der Führung in der Anstalt aber ist, wie uns scheinen will, in erster Linie eines der Auslese der Mitarbeiter. Von Dr. Spreng<sup>5)</sup> ist kürzlich hierüber eine kleine Broschüre erschienen, in der er dieses wichtige Kapitel knapp behandelt und mit Recht auf die Wichtigkeit der richtigen Wahl der Mitarbeiter des Leiters hinweist. In dem Büchlein von Spreng scheint mir zudem noch bedeutsam zu sein, daß vor einer Überschätzung einzelner Methoden bei der Auswahl gewarnt wird, wobei er speziell auf die Graphologie hinweist. Wir werden ihm dabei unbedingt Recht geben müssen, wenn wir daran denken, daß es schwere Katatoniker gibt, die formell und inhaltlich völlig korrekte Briefe zu verfassen imstande sind, und daß es anderseits sehr intelligente und praktisch tüchtige Leute gibt, die mit der Schreibkunst und z. B. mit der Orthographie auf recht gespanntem Fuße stehen können. Ich erinnere Sie nur an die Mutter Goethes, die zwar Hofräatin und eifrige Briefschreiberin war, die sich aber in

<sup>4)</sup> A. Kielholz: Die Ausbildung des Irrenpflegepersonals. Schweiz. Zeitschr. für Ges. Pflege VIII. Jahrg. 1928.

<sup>5)</sup> H. Spreng: Wie wähle ich meine neuen Mitarbeiter aus? Verlag E. Desch, Thalwil-Zürich, 1943.

ihren humorvollen und berühmt gewordenen Episteln über alle Regeln der Rechtschreibung hinwegsetzte. Wenn die Forderung aufgestellt wird, daß die Anwärter auf unsere Pflegerstellen einer regelrechten psychotechnischen Prüfung zu unterwerfen seien, so erinnert mich das an den Ausspruch eines temperamentvollen und durch Jahrzehntelange Erfahrung gewitzigten Ingenieurs an einer Lehrlingsschule eines großen benachbarten Betriebes. Man hat dort vor Jahren einmal sämtliche Lehrlinge psychotechnisch geprüft und das Resultat mit den Erfahrungen der Meister und der Schule verglichen. „Die ärgsten Laufser haben dabei am besten abgeschnitten“, bemerkte der Ingenieur entrüstet. Die Fragwürdigkeit unserer Prüfungsmethoden bestätigen, wie richtig Pfr. Dr. O. Pfister gesehen hat, wenn er das Examen selber im Examen<sup>6)</sup> recht übel wegkommen läßt. Er berichtet auf Grund umfangreicher Erhebungen, daß der gleiche Examinator die gleiche Arbeit nach einigen Jahren ganz anders taxiert, zeigt, eine wie große Rolle die Examensangst spielt, und wie deswegen Prüflinge versagen können, die sich sehr gut vorbereitet haben und tatsächlich über ein großes Wissen verfügen.

An der schweizerischen Hochschultagung in Freiburg im Juli dieses Jahres ist das Thema „Schulung und Bildung“ in Zusammenarbeit von Mittelschul- und Hochschullehrern, Praktikern und Studenten in Referaten und Diskussionen behandelt worden<sup>7)</sup>. Dir. Dr. Ambühl, B.B.C., Baden, definierte in seinem Vortrag Schulung als Pflege und Förderung der Verstandeskraft, die Aneignung von Wissen und Können für den Beruf, Bildung aber als Erziehung von Seele und Herz zum Menschen, Entwicklung der Persönlichkeit, eines gefestigten Charakters und einer sauberer und unbesiegbarer Haltung, und erklärte, beides gehöre unzertrennlich zusammen. Er zog zum Vergleich ein Schiff bei. Dessen Rumpf bedeute die Bildung, die Fracht das Wissen. Das Spezialistentum sollte nicht durch die Hochschule, sondern erst durch die Praxis nachher ausgebildet

<sup>6)</sup> O. Pfister: Das Examen im Examen. Separatabdruck aus der N.Z.Z. 1944.

<sup>7)</sup> Ref.verg. N.Z.Z. 1944, Nr. 1264.

werden. Der Vortragende bezeichnete Wille, Zähigkeit und Ausdauer als die klassischen Führereigenschaften. Er plädierte für Abbau der gesteigerten Pflege der Verstandeskräfte, also der bloßen Schulung, damit wir nicht gute Geister aus der Seele verscheuchten und Quellen versiegen ließen, aus denen uns wahres Menschentum fließen könnte. Prof. Rappard von Genf fasste die Ergebnisse der Diskussionen, die sich an dieses Referat anschlossen, dahin zusammen, daß allgemeine Bildung wichtiger sei als bloßes Wissen mit engem Horizont.

Diese Verbindung von Schule und Bildung müssen wir auch von unserm Pflegepersonal fordern, insbesondere von allen denen, die durch ihre Stellung nicht nur Kranke zu überwachen, sondern auch Angestellte zu leiten haben. Sie sollten sich bemühen, über ihre bloßen Fachkenntnisse hinaus einen weiteren Horizont zu gewinnen und ihre allgemeine Bildung auszudehnen, wozu nicht nur der Umgang und die Belehrung durch Gebildete, sondern insbesondere auch das Studium und die sorgfältige Lektüre von Büchern gehört, die nicht bloß der Unterhaltung dienen, sondern die uns helfen, unsere Einsicht in das Wesen der Menschen, seine Geschichte und seine Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und der Technik zu vermehren. Man wird sich dabei davor hüten müssen, durch ein wahlloses Verschlingen aller möglichen Stoffe in seinem Kopfe ein Chaos von mangelhaft oder gar nicht begriffener Weisheit anzuhäufen, mit der sich gar nichts oder nur Unheil stiften läßt. Wir haben hier in Königsfelden neben der ansehnlichen Patientenbibliothek, die ständig vermehrt wird und nicht nur Belletristik enthält, und die auch dem Personal zur Verfügung steht, aus unserer wissenschaftlichen Bibliothek einen speziellen Katalog zusammengestellt, der alle die Werke enthält, die der Ausbildung der Pfleger dienen können. Das Oberpflegepersonal vermittelt und überwacht den Austausch dieser Werke.

Diese Weiterbildung des Personals im allgemeinen Wissen wird erschwert sein, wenn nicht durch eine richtige Erziehung von klein auf die Grundlagen geschaffen worden sind für richtiges Schulen und für eine, wenn auch noch so bescheidene Bildung.

Das Problem der Erziehung hat für uns deswegen so große Bedeutung, da wir ja immer wieder die Erfahrung machen, wie viele Störungen unserer Patienten auf mangelhafter oder völlig fehlender oder verkehrter Erziehung beruhen, und wie weitgehend daher unsere Aufgabe bei der Behandlung in einer bloßen Nacherziehung besteht. Wir müssen somit, wenn wir unsere pflegerische Aufgabe voll und zur allseitigen Befriedigung erfüllen wollen, einige Grundsätze der Erziehungslehre (Pädagogik) in Erinnerung rufen und von der Kindererziehung in die Psychotherapie übertragen, an der Sie ja alle nach einem Wort Oskar Forels im Tage einen 23stündigen Anteil haben. Es ist ja einer der großen Vorteile, den die Möglichkeit der Gründung eines Ehestandes für das Pflegepersonal gebracht hat, daß der verheiratete Pfleger nun auch als Familienvater die Probleme der Pädagogik mit seinen eigenen Kindern praktisch lösen muß, und daß diese Fähigkeiten des Erziehers auch den Kranken zugute kommen. Der Dichter Rückert sagt einmal: „Von deinem Kinde lernst du mehr, als es von dir“, und der Seminardirektor Dr. Schohaus hat kürzlich ausgeführt<sup>8)</sup>, daß die allermeisten Erziehungssorgen und die bedeutendsten erzieherischen Schwierigkeiten primär nicht vom Kinde aus, sondern durch die Unzulänglichkeiten und Fehler der Erzieher entstehen. Das Kind werde verdorben durch schlechtes Beispiel, durch nachlässige Versäumnisse und falsche Maßnahmen. Ohne diese Fehler der Eltern wäre das normale Kind sehr leicht zu erziehen. Das Beispiel des Erziehers sei wirksamer als die pädagogischen Eingriffe, d. h. die bewußt eingesetzten erzieherischen Maßnahmen (Blick, Wort, Ermahnung, Tadel, Aussprache, Rat, Belehrung, Verbot, Strafe, Belohnung, Ermutigung, Beschäftigung und Lenkung der Interessen). Wie die Eltern sich mit dem Alltag auseinandersezzen, wie stark ihr sozialer Sinn und ihre Gemeinschaftsfähigkeit sich erweisen, was ihnen Arbeit bedeutet, ihre Haltung zu irdischem Gut, der Grad der Zuverlässigkeit ihrer Gesinnung, ob sie dem Schönheitserlebnis offen stehen, ob sie beten können – all das

<sup>8)</sup> W. Schohaus, Kreuzlingen: Die Erziehung des Erziehers. Im Dienste der Gesundheit, 12. Jahrgang, Juni 1944.

werde den Kindern zum Schicksal, weil die Natur den jungen Menschen vor allem mittels eines urwüchsigen Nachahmungstriebes zur Beherrschung der Spielregeln des Lebens zu bringen bemüht sei. Es sei von klein auf ein Urbedürfnis des Kindes, sein seelisches Wachstum auf Vorbilder auszurichten. Ein restlos gutes Vorbild könnte aber nur deprimierend und lähmend wirken. Mit einem Menschen von vollendetem Tugendhaftigkeit, einem Engel, könnte sich kein Kind mehr identifizieren. Das sei eine überaus tröstliche Wahrheit für einen Erzieher: Unsere menschliche Schwäche ist eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Möglichkeit unserer erzieherischen Entfaltung. Man soll sich daher, um diese Wahrheit nicht zu verleugnen, nicht eine Vollkommenheitspose zulegen, wozu übrigens Väter aus Eitelkeit und Herrschaftsucht mehr neigen als Mütter. Die Pose wird entweder durchschaut und erweckt dann beim Kinde Zweifel und Misstrauen, oder sie wird geglaubt und erzeugt dann beim Zögling Minderwertigkeitsgefühle.

Weil die Erziehung eine Auseinandersetzung zwischen zwei Menschen, ein gegenseitiges Spenden und Empfangen bedeutet, was auch zwischen Eltern und Kindern der Fall ist – wir erinnern an die Forderung des bekannten neutestamentlichen Wortes (Matth. 19. 14, Marc. 10. 15), – wird man als wichtige Tugenden des Erziehers Demut und Humor schätzen und die Überlegenheit des Kindes, das noch keine Kompromisse mit seinen Schwächen geschlossen hat, moralisch noch nicht resigniert, anerkennen und von ihnen beeindruckt werden. Durch eine rechte Erziehertätigkeit wird der Pädagoge geduldig, bescheiden und duldsam, und er lernt dabei – und das ist ja die Krönung der Pädagogik – sich selbst zu erziehen, seine Sentimentalität zu überwinden, eine gewisse Härte zu gewinnen und auch seinen Geltungstrieb, der immer sich durchsetzen und Recht haben möchte, zu beherrschen.

Alles, was wir hier als einige grundätzliche Punkte der Kindererziehung gestreift haben, trifft natürlich mit den entsprechenden Modifikationen für die Erziehertätigkeit zu, die wir an unsern Patienten und an unsern Lernpflegern zu leisten haben. So paradox es klingt, ich möchte auch hier das Wort Rückerts gelten lassen.

Wir müssen uns auch hier nach der Wesensart unserer Zöglinge richten, und auch hier dürfen wir nie vergessen, daß wir nicht lediglich die Gebenden, sondern auch in hohem Maße die Empfängenden sind. Denken Sie nur daran, wie wir durch die täglich uns gesagten unverblümten Wahrheiten, die meist auf einer scharfen und kritischen Beobachtungsgabe beruhen, über unser Verhalten aufgeklärt werden, wie uns dadurch ein Spiegel vorgehalten wird, in dem wir unser Wesen ungeschminkt und unentstellt durch die landläufigen Schmeicheleien der sogenannten gesunden Umgebung erkennen können; denken Sie daran, daß die oft unglaublichen Lebensläufe, die uns die Kranken von sich erzählen, interessanter als die wunderbarsten Romane, uns eine Unterhaltung und Menschenkenntnis verschaffen können, die unvergleichlich ist; denken Sie daran, daß wir bei vielen Kranken, oft bei solchen mit Zeichen von Demenz, Züge von rührender Uneigennützigkeit, Hilfsbereitschaft, Mitgefühl und Verständnis feststellen können, die uns beschämen müssen. Auch hier im pädagogischen Verkehr mit unseren Patienten ist das gute Beispiel viel mehr wert, als alle erzieherischen Eingriffe, auch hier ist die Vollkommenheitspose gefährlich, und auch hier sollte die Krönung der Tätigkeit möglich die selbständige Selbsterziehung bilden.

Es wäre eine undankbare Vergeßlichkeit, wenn wir an dieser Stelle nicht mit Nachdruck betonen würden, daß wir dieses Ernstnehmen des Geistes- und Nervenfranken, das in dessen Wesensart nicht lediglich unverständliche Verschrobenheiten sieht, die man höchstens achselzuckend registrieren kann, in erster Linie dem Genius von Sigmund Freud verdanken, der auf dem Wege über die Traumdeutung zu den vorher unverstandenen Manifestationen des Unbewußtseins vorgedrungen ist, als welche wir die Symptome der Psychosen und Neurosen aufzufassen haben. Er und in seinem Gefolge Eugen Bleuler und C. G. Jung als seine Schüler und Mitarbeiter haben versucht und verstanden, der Verücktheit der Paranoiden, der Starrheit der Katatonen, dem läppischen Wesen der Hebephrenen, den Anfällen der Hysteriker und den Zwangsideen und Angstausbrüchen der Neurotiker einen Sinn zu geben, aus diesem Sinn heraus diese Kranken zu ver-

stehen und ihnen schließlich zu helfen. Er hat gezeigt, daß diese geistigen Störungen in der Hauptsache einem Konflikt zwischen den Forderungen der Moral und der triebhaften Begehrlichkeit einer unrichtig erzogenen Persönlichkeit ihre Entstehung verdanken, Konflikte, von denen robustere und weniger feinfühliger veranlagte Naturen verschont bleiben.

Wenn wir derart unser Personal mit Sorgfalt ausgelesen, ausgebildet und erzogen haben nach den nämlichen Grundsätzen, wäre es doch ein großer Irrtum, nun anzunehmen, daß wir nun alle nach der gleichen Schablone behandeln dürfen. Veranlagung und Persönlichkeit des Einzelnen bedürfen weiterhin besonderer, individueller Berücksichtigung. Lassen Sie mich das an zwei Beispielen illustrieren. Sie wissen ja, daß sich bei uns in der Schweiz der Mensch im großen und ganzen langsamer entwickelt als in anderen Ländern. Dieser verzögerte Reifungsprozeß kann durch eine unrichtige Erziehung in der Jugend, speziell durch eine zu strenge oder dann durch eine zu weiche Erziehung, ungünstig beeinflußt werden in dem Sinne, daß auch der Erwachsene in seinem Wesen weitgehend infantil oder kindisch bleibt. Das äußert sich in einer erheblichen Unselbständigkeit, einer erhöhten Suggestibilität, einem Festhalten an Denkweisen und Idealen, die normalerweise mit den Entwicklungsjahren schon verlassen und abgestreift werden, in einem vermehrten Gehorsam gegen Vorgesetzte und einem steten Bedürfnis nach genauen Vorschriften und weitgehender Anleitung. Typen solcher Art können recht gute Pfleger und Pflegerinnen werden, aber sie versagen weitgehend und täuschen die in sie gesetzten Erwartungen, wenn man sie an einen Posten versetzt, der unabhängiges Denken und Handeln, einen bestimmten Willen und Tatkraft erfordert. Anderseits gibt es wiederum Menschen, die von Hause aus und durch früh erlebte rauhe Wirklichkeit, vielfach auch durch ihre Stellung in der Geschwisterreihe als Älteste oder wiederum als Jüngste, bald eine gewisse Reife erlangen, und die es dann nur schlecht ertragen, allzu sehr am Gängelbande geführt zu werden. Sie eignen sich gut für selbständige Posten, sind aber schwieriger zu führen und verlangen eine gewisse Rücksichtnahme auf ihre Eigenheiten, wenn

es nicht zu unangenehmen Neibereien und Konflikten kommen soll.

Wenn wir als Grundlage aller Erziehung und Ausbildung die Psychologie, d. h. die Seelenlehre betrachten, vermittels der es uns allein möglich wird, in die Seele unserer Zöglinge Einblick und Verständnis zu gewinnen, so müssen wir uns darüber klar sein, daß es nicht nur eine Psychologie gibt, wie uns junge Autoren in neuester Zeit – vgl. Sutermeister<sup>9)</sup> – belehren wollen, sondern viele, daß z. B. die Psychologie des Kindes eine Sache für sich ist, wie die Psychologie der Frau oder die des Mannes. Der Präsident der neuen schweizerischen Gesellschaft für Psychologie, Professor Piaget,<sup>10)</sup> hat kürzlich einen Vortrag gehalten über den Geist der Genfer Psychologie. Es ist wohlbekannt und macht einen Reichtum unseres Vaterlandes aus, daß jeder Kanton seine spezifischen, seelischen Eigenschaften aufweist, die teilweise zu unzähligen Wissen Anlaß geben. Ein deutscher Psychologe, Müller-Freienfels, hat 9 objektivierende und 8 subjektivierende Richtungen unterschieden, der alte Wundt 9 Hauptrichtungen, und in neuester Zeit werden sogar von Saupe 28 verschiedene Schulen namhaft gemacht. Es handelt sich dabei sicher nicht nur, wie E. J. Walter<sup>11)</sup> annimmt, dem wir diese Zahlen verdanken, um bloße Scheinprobleme der Namensgebung, und wir müssen uns sehr vor der Gefahr einer vereinfachenden Gleichschaltung hüten, die der Wissenschaft überhaupt nicht nur von Seite der Diktatoren, sondern auch von der Kollektivistin her droht. Wie groß beispielsweise der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Psychologie ist, wurde mir eindrücklich von neuem bewußt anlässlich der Einführung des 10-Stundentages in unserer Anstalt am Beginn des Jahres 1942. Während die Auswahl und die Einstellung der Lernpfleger sich völlig glatt und

<sup>9)</sup> H. Sutermeister: Psychologie und Weltanschauung. Verlag H. Huber, Bern, 1944.

<sup>10)</sup> Prof. Piaget: Der Geist der Genfer Psychologie. Schweiz. Zeitschrift für Psychologie, Bd. III, H. 2, S. 97.

<sup>11)</sup> E. J. Walter: Methodische Grundlagenfragen der Psychologie. Ibid. S. 141.

mühelos abwickelte und fast fahrplanmäßig durchgeführt werden konnte, stieß der nämliche Prozeß mit den neuen Lernpflegerinnen auf erhebliche und ungeahnte Schwierigkeiten, die nur zum kleinen Teil damit zusammenhingen, daß die Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften damals schon erheblich gesteigert war. So dauerte es mehrere Monate länger als auf der Männerseite, bis es uns gelungen war, die nötige Anzahl der Lernpflegerinnen einzustellen und damit die reduzierte Arbeitszeit auch auf der Frauenseite zu ermöglichen, und auch seither ist der Wechsel des Personals auf dieser Seite viel größer.

Es ist ganz bezeichnend, daß man jetzt schon mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Psychologie der beiden Geschlechter z. B. die Wahlpropaganda in den Vereinigten Staaten, wo die weiblichen Wähler zahlenmäßig ein erhebliches Übergewicht gewonnen haben, den seelischen Eigenschaften der Frau angepaßt hat, oder daß man festgestellt hat, daß die Hauptkäuferinnen die Frauen sind, daß sie dabei am meisten zu reklamieren haben und ihre bestimmten Einkaufszeiten bevorzugen, und daß sich daher in der Nachkriegszeit die Verkäufer hauptsächlich nach ihrer Psychologie werden einrichten müssen. Wie weit auch in der Schweiz die Rücksichtnahme wenigstens bei gewissen Kategorien von weiblichen Wesen schon gediehen ist, können Sie aus den ständig wiederkehrenden Beiträgen der humoristischen Seiten unserer illustrierten Zeitungen ersehen. Ich erinnere Sie nur an jenes Bild im Nebelpalster, wo sich ihre Majestät das Dienstmädchen auf dem Königsthron räfelt.

Die Lehre, die wir aus dieser Vielfältigkeit und Verschiedenheit der Psychologien ziehen müssen, ist wohl in erster Linie die, daß wir in bezug auf das seelische Verhalten nicht alle Menschen über einen Leist schlagen, nicht schematisieren dürfen. Da liegt ja auch die Gefahr der verschiedenen Typenlehren, die ja gewiß ihre wertvollen Seiten haben und als Wegweiser große Dienste leisten können. Wenn man sich aber allein auf sie verläßt und sich allein mit der Richtung begnügt, in der sie jeweilen weisen, kann man doch sehr auf Irrwege geraten. Man muß sich daher bemühen, bei jedem Menschen zu individualisieren, seine charak-

teristischen Eigenheiten und Begabungen zu erforschen und zu bestimmen und ihn dann dementsprechend zu behandeln.

Dazu bedarf es vor allem einer gewissen Objektivität und Distanzbewahrung. Man darf nicht zu früh seine Gefühle der Sympathie und Antipathie, seine Affekte der Freundschaft und Feindschaft ins Spiel kommen lassen, die doch meistens aus der Tiefe unseres Unbewußten gespeist werden und auf Jugend- und Kindheitseindrücke und -Erinnerungen zurückgehen, die doch nicht für die ganze Lebensführung ausschlaggebend sein sollten. Gegenüber unseren Patienten sind wir durch Studium und Ausbildung von jeher gewöhnt worden, sie ohne Voreingenommenheit zu beobachten und ihr Verhalten ohne eigenen Affekt zu kontrollieren. Ihnen gegenüber üben wir diese zweckmäßige Objektivität tagtäglich. Aber wir lassen sie vielfach vermissen, wenn es sich um Mitarbeiter, um Vorgesetzte, um Kollegen oder um Untergebene handelt, trotzdem sie hier ebenso notwendig und nützlich ist. Da fließen aus unserem Unbewußten beständig Stimmungen und Gefühle in unser Bewußtsein, unser Denken und Handeln ein, die aus den Beziehungen des Kindes zu den Eltern und den Geschwistern, zu älteren und jüngeren, herstammen. Wir sollten uns immer bemühen, uns in die Seele unserer Kranken hineinzubesezen, aber ebenso sollten wir das tun gegenüber den Gesunden unserer Umgebung. Denn wir wissen ja, daß die Übergänge zwischen Gesundheit und Krankheit fließende sind. Wir erfahren auch aus einem kürzlich erschienenen erstaunlichen Buche eines ungarischen Fürsorgearztes, Dr. Szondi<sup>12)</sup>, das den Titel „Schicksalsanalyse“ trägt, daß die Zuneigung, welche Psychiater und Irrenpfleger zu unserem Beruf getrieben hat, vielfach darauf beruht, daß wir nach dem Sprichwort „Gleich und gleich gesellt sich gern“ mit unseren Kranken, speziell den Schizophrenen, durch Abstammung und Blutsverwandtschaft in naher Beziehung stehen, wie anderseits ähnliche erbliche Verwandtschaft zwischen dem morbus sacer, der heiligen Krankheit der Epilepsie und zwischen Theologen, Missionaren und Diaconen bestehen sollen. Je besser

---

<sup>12)</sup> Szondi: Schicksalsanalyse. Verlag B. Schwabe, Basel, 1944.

wir uns in die Seelen unserer Mitmenschen einzufühlen vermögen, desto leichter können wir der Wahrheit jenes Gebotes nachleben, welches lautet: Was du willst, daß man dir tue, das tue auch den anderen. Je objektiver wir unserer Umgebung gegenüberstehen, desto weniger wird ihr Bild getrübt und verfälscht, und desto weniger erleiden wir von dieser verfälschten Wirklichkeit Enttäuschungen und Ärger.

Zu den Eigenschaften, die bei der Führung eines größeren oder kleineren Kreises in einer Anstalt unerlässlich und wichtig sind, rechnen wir Pünktlichkeit und Ordnung, jene, die sogenannte Höflichkeit der Könige, zur rationellen Einteilung und Ausnützung der Zeit, die uns ja immer mangelt, solange es auf der Welt so viele sogenannte Chronophagen, d. h. Zeitsfresser gibt, Leute, die keine Ahnung davon haben, ein wie wertvolles Gut das ist, das sie andere oft zu vergeuden zwingen; diese, die Ordnung, zur übersichtlichen und erfreulichen Einteilung des Raumes, aber auch der Geschäfte und der Gedanken. Beides geht Hand in Hand und ermöglicht erst jenen wertvollen Rhythmus des ganzen Betriebes, der zu den wichtigsten Heilfaktoren unserer Anstalten gehört. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf eine kürzlich erschienene Abhandlung eines Dr. K. Heymann<sup>18)</sup> über psychische Gruppenhygiene. Dieser Autor sieht in der zunehmenden Verstädterung deswegen eine gesundheitliche Gefahr, weil durch diesen Prozeß in verhängnisvoller Weise der Rhythmus unterbrochen wird, der dem Landleben innenwohnt. Für ihn ist das eine Hauptursache der seelischen Entwurzelung des Stadtbewohners. Darum ist es auch so wichtig, daß glücklicherweise die meisten unserer Heil- und Pflegeanstalten mit einem großen landwirtschaftlichen Betrieb verbunden sind, der das Ganze zwingt, sich nach diesem Rhythmus des Naturlaufs weitgehend einzurichten. Aber nicht nur die gleichförmige Abwechslung der Jahreszeiten soll diesen Rhythmus zum Ausdruck bringen, sondern eine straffe Anstaltsordnung auch den Rhythmus der Monate, der

---

<sup>18)</sup> K. Heymann: Psychische Gruppenhygiene. Ges. u. Wohlfahrt. 24. Jahrg. 8. August 1933.

Wochen und der Tage, der Gottesdienste und der traditionellen Anstaltsfeste. Durch das Einleben in diesen Rhythmus wird dem Kranken ein großer Halt und eine weitgehende Beruhigung geboten, wenn er aus dem Drang und der Hast eines ungeregelten und im Kampf ums Dasein zwischen Arbeitslosigkeit und Überanstrengung qualvoll herumgezerrten Lebens in unseren örtlich und zeitlich geordneten und ruhevoll ablaufenden Asylen landet.

Über jedem Anstaltsportal sollte jener Spruch als Devise für alle Aus- und Eingehenden, für alle darin Beschäftigten in goldenen Buchstaben verewigt sein, der lautet: „*Salus aegroti supra lex*“, d. h. das Heil der Kranken sei oberstes Gesetz, daran nach sollen sich alle Maßnahmen richten. Wir sind für die Kranken da, nicht sie für uns. Darauf müssen wir uns immer wieder besinnen, wenn versucht wird, statt dieses Prinzips unser eigenes Wohlbefinden an die Spitze oder in den Mittelpunkt zu stellen, oder z. B. die Rentabilität des Betriebes allzusehr berücksichtigen zu wollen. Begleitend für die alten Klöster, aus denen, wie anfangs ausgeführt wurde, unsere Anstalten herausgewachsen sind, war die vom Ordensstifter aufgestellte regula, und man liest nicht ohne Bewegung und viel inneren Gewinn Kommentare dazu, wie beispielsweise das kürzlich erschienene Buch des Abtes Ildefons Herwegen<sup>13)</sup> über die Regel des hl. Benedikt. Dieser Stifter des Benediktinerordens war ein römischer Adeliger, der im 6. Jahrhundert zur Zeit des Kaisers Justinian lebte und seine Klöster gründete, weitgehend beeinflusst von den Traditionen der militärischen Ordnung des römischen Imperiums. Aus diesen vom Geist inspirierten Ordensregeln haben sich schließlich die trockenen Reglemente entwickelt, die für unsere Anstalten maßgebend sind, aus denen aber doch noch einzelne Paragraphen hervorleuchten. So lautet § 21 des Reglements der Anstalt Königswelden kurz und bündig: Die Behandlung der Kranken erfolgt nach den Grundsätzen der Wissenschaft und der Humanität.

Es ist hier nicht der Ort, und es fehlte uns an der Zeit, ein-

<sup>13)</sup> Ildefons Herwegen: Sinn und Geist der Benediktinerregel. Verlag Benziger, Einsiedeln, 1944.

gehender auf das Thema der Massenpsychologie einzugehen, so wichtig es ist, und so sehr alle diejenigen, welche größere oder kleinere Gruppen zu führen haben, davon eine gewisse Kenntnis haben sollten. Es sei nur auf das bahnbrechende Buch auf diesem Gebiete von Le Bon<sup>14)</sup> hingewiesen, sowie auf die Untersuchungen Freuds über Massenpsychologie und Ichanalyse<sup>15)</sup>. Das Wesentliche lässt sich etwa so formulieren, daß der einzelne Mensch in der Masse auf die Stufe des kindischen Denkens und Fühlens zurückkehrt, und daß dabei derjenige, der der Masse als Führer gegenübersteht, in die Rolle des Vaters versetzt wird und daher der Zwiespältigkeit der Gefühle ausgesetzt ist, die immer wieder dieser Rolle entgegengebracht werden.

Zu der Anwendung der Verwandtschaft und Ähnlichkeit von Heer und Anstaltsbetrieb möchten wir nur einem Verhältnis unsere Aufmerksamkeit zuwenden, das wohl an dem Kurs, den Sie hier absolvieren, eine besondere Beachtung verdient. Wir dürfen wohl die Stelle des Oberpflegers in unseren Betrieben mit der vergleichen, die der Feldweibel in der Kompagnie einnimmt. Wenn wir nun untersuchen, wodurch dieser sich besonders auszeichnen muß, um seinen Posten gut auszufüllen, so fällt uns ein, daß er dazu nach soldatischem Empfinden eine rechte Kompaniemutter sein muß. Man erwartet also von ihm bei aller Strammheit und Schneidigkeit im Auftreten und Bestimmtheit im Befehlen doch eine erhebliche Dosis Fürsorglichkeit, ein besonderes Gefühl für das Wohl und Wehe der ihm Untergebenen, wie es eben gerade eine Mutter für ihre Kinder empfindet. Und es scheint mir, daß gerade der heutige Kurs, der Ihnen die praktische Einführung in eine Schrift vermitteln will, die von einem Oberpfleger aus langjähriger Erfahrung heraus geschrieben wurde, eben just diese Mütterlichkeit entwickeln soll, die den Kranken vom ersten Momente seines Eintrittes bis zum letzten Augenblick umgeben und in ihm das Gefühl entstehen lassen soll,

---

<sup>14)</sup> Gustave Le Bon: Psychologie der Massen. Übersetzt von Rud. Eisler. Verlag Klinkhardt, Leipzig, 1908.

<sup>15)</sup> S. Freud: Massenpsychologie und Ichanalyse. Ges. Schriften Bd. VI, S. 251. Int.psa Verlag 1925.

dass für ihn die Anstalt eine zweite Heimat sei. Darum scheint es uns so wichtig zu sein, dass wir Männer uns auch in die Psychologie des Weibes vertiefen und sie zu verstehen suchen. Es fällt uns das vielleicht schwerer als das Umgekehrte, weil eben jedes weibliche Wesen in sich das Mütterliche birgt und daher viel eher imstande ist, sich in die Seele des Kindes und des Kindes im Manne einzufühlen.

Im Jahre 1918, also gegen Ende des ersten Weltkrieges, hat der Basler Arzt A. Vischer eine kleine Broschüre herausgegeben mit dem Titel: Über die Stacheldrähtkrankheit. Er besuchte als schweizerischer Sanitätsoffizier im Auftrage des Roten Kreuzes Gefangenencampen in verschiedenen kriegerischen Ländern und entdeckte dabei ein psychisches Verhalten vieler Insassen, das anderen Inspektoren bis dahin entgangen war, und das bei körperlicher Gesundheit und einwandfreien hygienischen Verhältnissen der betreffenden Lager vorkam. Der Arzt führte dieses Verhalten hauptsächlich auf drei Momente zurück: Verzerrung der Freiheit auf unbekannte Dauer in Gemeinschaft. Er wies auf die Ähnlichkeit dieser psychischen Störungen mit dem sogenannten Casard der Polarexpeditionen hin, sowie bei Kaserierungen militärischer, proletarischer und anderer geschlossener Gesellschaften. Ein englischer Sanitätsmajor<sup>16)</sup> hat festgestellt, dass auch im zweiten Weltkrieg diese Krankheit wieder auftritt und zwar nach ca. einem halben Jahr Internierung, und dass sie die wenigsten Insassen verschont. Besonders gern werden selbständige, unabhängige Charaktere befallen. 10–20 % der Lagerinsassen leiden schwer darunter. Am schlimmsten erweist sich die Krankheit bei Arbeitslosigkeit. Anfänglich auftretende erotische Sehnsüchte verbllassen, die frühere Welt verliert an Wirklichkeitskraft, es zeigt sich Abgespanntheit, Dösigkeit. Der Patient ist nur noch imstande, sich zu konzentrieren, wenn er sich an Glücksspielen beteiligt. Wenn behauptet wird, es trete Lebensmüdigkeit auf, ohne dass es zu Selbstmord komme, so sind die Erfahrungen in gewissen Konzentrationslagern wohl andere. Ein weiteres Symptom ist die Gereiztheit gegen die Umgebung, insbesondere

<sup>16)</sup> San.major P. H. Newman. British Medical Journal 1. Januar 1944.

gegen die Lagerleitung, gleich, ob diese gut oder übel sei. Es entsteht eine Verwirrung der Gefühle durch eigene und fremde Propaganda, aus der sich ein summarischer Haß und Krach mit allen entwickelt. Der Patient bemitleidet sich selbst, es mangelt ihm an Kritik, er beteiligt sich lebhaft an der Bildung und Weiterverbreitung von Gerüchten. So entsteht endlich ein Zustand von reizbarer Schwäche mit Neigung zu irrgen Beziehungs- und Beeinträchtigungsiden, der wenig mehr von eigentlicher Psychose entfernt ist, und ein großer Drang, endlich einmal allein zu sein. Mit der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft ist die Demoralisierung keineswegs plötzlich behoben. Die Anpassung an die Umwelt und an sich selbst bereitet Schwierigkeiten. Es zeigt sich Angst vor geschlossenen Räumen und besondere Verwirrtheit beim Zusammenkommen mit dem andern Geschlecht. Die Patienten erweisen sich weiterhin als Protestler aus Gewohnheit, bleiben unstill, launisch, apathisch, zeigen Neigung zu Räuschen und zu anderen a- und antisozialen Entgleisungen, und eine Erholung tritt günstigen Falles in einem halben bis zu einem Jahr nach der Entlassung ein.

Meine Damen und Herren! Ich berichte Ihnen über diese Erkrankung nicht nur, weil wir damit rechnen müssen, daß im zweiten Weltkrieg millionenfach solche Fälle vorkommen, die einen sozialpsychologischen Krankheitsstoff in epidemischem Ausmaße bilden werden, von dem wir jetzt schon hie und da einzelne Musterchen aus unseren Internierungslagern in unsere Anstalten eingewiesen bekommen und daran die Richtigkeit des von Bischler aufgestellten Symptomenkomplexes verifizieren können, sondern vielmehr deswegen, weil wir nicht übersehen dürfen, daß die drei Gründe zur Entstehung der Stacheldrahtkrankheit: Beraubung der Freiheit für unbestimmte Zeit in Gemeinschaft ja auch für über 90 % unserer Insassen zutreffen, und daß wir daher das Menschenmögliche tun müssen, um die Entstehung dieses Leidens als Komplikation zur Krankheit, die zur Internierung führt, zu verhüten.

Als Mittel dazu sind zu betrachten vor allem eine gut geführte, individuell angepaßte und möglichst alle umfassende Beschäfti-

gungstherapie, eine vielfältig ausgebauten Freizeitgestaltung mit weitgehender Berücksichtigung der einzelnen Begabungen und Liebhabereien, aktive Therapie in den verschiedenen Kuren, zur Erzielung von Frühentlassungen Arbeitsvermittlung durch eine verständnisvolle Fürsorgetätigkeit in und außerhalb der Anstalt, Aufrechterhaltung des Kontakts mit der Außenwelt für die Internierten durch Ermöglichung von Besuchen und Korrespondenzen, die allerdings gut überwacht und dosiert werden müssen, weitherzige Gewährung von Urlaub und Ferien, Ausbau der Familienpflege und eines Arbeitskoloniebetriebes, der womöglich jeder Heil- und Pflegeanstalt angegliedert werden sollte.

Wir müssen uns auch darüber klar sein, daß in unseren Anstalten nicht nur die Patienten, sondern auch gewisse Teile des Personals der Gefahr der Stacheldrahtkrankheit ausgesetzt sind. Zehnstundentag und Externat, in einer Reihe von Anstalten schon verwirklicht, in anderen angestrebt, sind in weitgehendem Maße dazu angetan, hier prophylaktisch zu wirken. Sie ermöglichen vor allem dem verheirateten Personal eine gesunde Pflege des Familienlebens, in dessen Gedeihen wir ja seit Pestalozzi die Wurzel einer richtigen Erziehung und eines gut gegründeten Staatslebens erkannt haben.

Wenn der Besucher der Prophetenstadt Brugg vom Bahnhof her die Hauptstraße zur Brücke hinunter wandert, die ihr den Namen gegeben, so kann er zwei Marmortafeln beobachten, die einander schräg gegenüber die Häuserfronten zieren. Die eine auf der rechten Seite überm Restaurant Fuchs erinnert an den Arzt und Philosophen Johann Georg von Zimmerman, der in diesem Hause 1728 geboren wurde, die andere in der früheren sogenannten Brotlaube auf der linken Straßenseite ist dem Andenken Heinrichs Pestalozzis geweiht, der hier 1827 gestorben ist. Die beiden berühmten Männer sind aber nicht nur durch die Straßenbreite und das Jahrhundert, das die Geburt des einen vom Tode des anderen scheidet, voneinander getrennt, sondern sie bilden auch in dem, was sie geleistet und erstrebt haben, weitgehende Gegensätze. Zimmerman als königlicher Leibarzt von Hannover und Britannien und als Verfasser

geistreicher philosophischer Schriften, bei den Großen der Welt anerkannt und viel gelesen, an äußeren Erfolgen gemessen ein Günstling des Schicksals, aber unglücklich durch Krankheiten in der Familie und durch eine schwere Melancholie, die sein Lebensende verdüsterte, ist berühmt geworden vor allem durch sein Buch „Über die Einsamkeit“, in dem er die Vorteile und die Gefahren derselben vom Standpunkt der Aufklärung aus schilderte. Wir werden heute, wie oben kurz ausgeführt wurde, auf die Gefahr des Zwangs zum Leben in ständiger Gemeinsamkeit aufmerksam geworden, die Vorteile der Einsamkeit, der Isolierung wieder höher werten. Zimmermann ist für uns auch noch von besonderem Interesse, weil er als ein Vorläufer der wichtigen Bewegung für psychische Hygiene gelten muß. Die Pflege der seelischen Gesundheit oder der Diätetik der Seele, wie er sie nannte, ist als Vorbeugung speziell für das Pflegepersonal von Gemüts- und Geisteskranken etwas, das größte Beachtung verdient und daher mit Recht auch als Examensfach bei unsern Diplomprüfungen eingeführt wurde.

Heinrich Pestalozzi hat sich nicht für das Wohlergehen der Großen der Erde, sondern für das der Kleinen und Schwachen eingesetzt. Er war als reiner Idealist im praktischen Leben wenig erfolgreich und hat als Geschäftsmann wiederholt völlig versagt. In seiner Pädagogik, durch die er weltberühmt wurde, hat er zwar den Nationalismus Rousseaus zurechtgebogen<sup>17)</sup>; er war aber doch ein begeisterter Anhänger der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie sie von der französischen Revolution gepredigt wurde, auch hier in schroffem Gegensatz zu Zimmermann, der diese Ideen verabscheute, die ihn in den Wahnsinnen seiner Altersdepression mit Schrecken erfüllten. Der große Zürcher basiert seine ganze Erziehung auf der Familie und betonte dabei immer wieder speziell den bedeutsamen Einfluß der Mutter. Daher lautete ja auch der Titel seines bekanntesten Werkes „Lienhard und Gertrud“ und dessen Fortsetzung „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“. Im Gegensatz zum Kündiger der Einsamkeit

<sup>17)</sup> W. Röpke: Civitas humana. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach, 1944, S. 116.

ist er also ein Prediger der Gemeinschaft, die sich gegenseitig hilft, so daß auf seinem Grabmal in Birr das Ende des Epitaphs lautet: „Alles für andere, für sich nichts.“

Verehrte Anwesende. Lassen Sie mich Ihre hiesige Tagung in Königsfelden dem berühmten Brugger Zimmermann und dem noch viel mehr verdienten großen Zürcher Pestalozzi gleichsam als Schutzpatronen empfehlen, jenem als einem Vorläufer und Vertreter der so wichtigen seelischen Gesundheitspflege, der so nachdrücklich die Wohltat gelegentlicher, besinnlicher Einsamkeit zum Zwecke der Selbsterkenntnis hervorhebt, diesem als Schöpfer einer gemütvollen Erziehung, die immer die enge Familie mit väterlicher Tüchtigkeit und Vorsorge und mit mütterlicher Liebe und Verständnis zum Vorbild nimmt.



Es ist die Pflicht der Mütter, im häuslichen Kreise gerade das zu tun, was der Schulunterricht nicht leisten kann; sie sollen jedem einzelnen Kinde das Maß von Aufmerksamkeit schenken, das in der Schule im Gesamtbetriebe untergeht; sie sollen ihr Herz sprechen lassen in den Fällen, wo das Herz der beste Richter ist; sie sollen durch Liebe gewinnen, was die Autorität niemals zustande bringt.

Pestalozzi

